

kanten gestatte, ihre Produkte im ganzen Land abzusetzen, während Handwerker sie lediglich in ihrer Stadt veräußern durften. Im Zuge des rapiden Bevölkerungswachstums und der einhergehenden Ausprägung der Massenarmut wuchs im 19. Jahrhundert die soziale Polarisierung der Handwerker und unterminierte die ohnehin gering ausgeprägte soziale Identität des Handwerksstands. Dem entsprach die deutlich erkennbare Tendenz wohlhabender Handwerker, ihren Stand so schnell wie möglich durch ein Einschreiben in den Kaufmannsstand zu verlassen, um zumindest bis zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Militärdienst zu umgehen. Die Folgen der Industrialisierung waren indes keineswegs nur negativ. Das Handwerk reagierte flexibel, erschloss sich Produktionsnischen, reagierte unmittelbar auf individuelle Wünsche der Konsumenten und verfügte gegenüber der industriellen Produktion über den Vorteil einer breiteren Produktpalette. Selbst viele Handwerker, die ihren eigenen Betrieb aufgrund mangelnder Rentabilität aufgaben, fanden die Möglichkeit, sich in Fabriken auf relativ gut bezahlten Posten der qualifizierten Facharbeiter zu verdingen und damit Positionen der so genannten „Arbeiteraristokratie“ zu bekleiden.

Der Verf. scheint mehrere Jahre seines Lebens allein auf die Materialsammlung vor allem im St. Petersburger RGIA verwandt zu haben. Die materialgesättigten Fußnoten und das Literaturverzeichnis erwecken den Eindruck, als habe der Verf. nicht nur alles zu diesem Thema eingesehen und ausgewertet, sondern auch in irgendeiner Form zitiert. Durch die regulative Idee einer „Totalgeschichte“ der St. Petersburger Handwerkerschaft frönt der Verf. m.E. einer zu intensiven, detailverliebten Ausführlichkeit, über die teilweise der darstellerische rote Faden verloren geht. Als hilfreich erweisen sich in diesem Kontext die Zusammenfassungen zum Ende der Kapitel, weil hier eine komprimierte Darstellung erfolgt. Zu bedauern sind darüber hinaus das Fehlen eines Registers, nicht eben wenige sprachliche Verstöße (vgl. z.B. S. 124 oder auch S. 272, wo „početnyj člen“ mit „Ordentliches Mitglied“ und nicht als „Ehrenmitglied“ übersetzt wird) und schließlich die Tatsache, dass Keller die zwei allrussländischen Handwerkskongresse der Jahre 1900 und 1911 nicht ausführlicher thematisiert hat. Dennoch handelt es sich um eine fundierte Sozialgeschichte des St. Petersburger Handwerks, die durch fast hundert Tabellen abgerundet wird. Wer sich mit den russischen Handwerkern beschäftigt, wird dieses Opus magnum zu konsultieren haben.

Lutz Häfner Bielefeld/Leipzig

AUSTIN JERSILD *Orientalism and Empire. North Caucasus Mountain Peoples and the Georgian Frontier, 1845–1917*. McGill-Queen's University Press Montreal [usw.] 2002. XI, 253 S., Taf., Ktn.

Zur Begegnung des Zarenreichs mit dem Islam und zum Spezialfall des „russischen“ Orientalismus sind in den letzten Jahren zahlreiche Studien erschienen. Untersuchten manche die literarische Seite des Phänomens (u.a. SUSAN LAYTON *Russian Literature and Empire. Conquest of the Caucasus from Pushkin to Tolstoy*. Cambridge 1994), andere eher Aspekte von Kolonial- und Nationalitätenpolitik (vorbildlich: KALPANA SAHNI *Crucifying the Orient. Russian Orientalism and the Colonization of Caucasia and Central Asia*. Bangkok 1997), war ihnen doch meist gemeinsam, dass sie einem stark monoperspektivischen Ansatz folgten: Den Fixpunkt bildeten entweder die Eroberer und Orientalisierer oder die Unterworfenen und Orientalisierten. Austin Jersild unternimmt dagegen den Versuch, Außen- und Binnenperspektive zu verbinden, indem er Integration und Inkorporation Kaukasiens in das Zarenreich als Prozess darstellt, der letztlich beide Seiten formte, weil sich Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung der betroffenen Kaukasier wie der russischen Öffentlichkeit gegenseitig beeinflussten. Orientalismus ist vor diesem Hintergrund ein nicht unwesentlicher Baustein im Diskurs des russländischen „empire-building“ während des 19. Jahrhunderts, denn die Eroberung der polyethnischen Gebirgsregion habe viel zum wachsenden Bewusstsein Russlands als aufstrebender Großmacht beigetragen. Zumindest im Falle der Georgier, so des Verf. These, konnten die Eliten der Unterworfenen an diesem Diskurs sogar aktiv teilnehmen und ihn mitgestalten, was das Zarenreich recht deutlich von anderen Kolonialmächten derselben Epoche abhob.

Jersild bündelt seine Darstellung in sieben Themenbereichen, wobei die ersten beiden Kapitel mehr propädeutischer Natur sind: *The Discourse of Empire* erörtert Anwendungsmöglichkeiten und -grenzen der Orientalismus-Theorie von Edward Said in Bezug auf Russland. Letztere ergeben sich bekanntlich vor allem daraus, dass die Kolonien des Zarenreichs keine überseeischen waren, sondern in der unmittelbaren Nachbarschaft lagen. Ganz in der Tradition der „Sammlung des russischen Landes“ diente die Expansion zunächst der Sicherung von Grenzzonen, von deren Einwohnern man Loyalität zum Zaren verlangte, nicht aber zu einer Nation, denn Russland war damals keine. Überdies zählte man das Zarenreich selbst noch nicht allzulange zum Kreis der „aufgeklärten“ eu-

ropäischen Staaten (noch Lord Curzon, den Jersild nicht zitiert, sah in der Eroberung Zentralasiens „a conquest of orientals by orientals“). Die Kolonisierung des Ostens war somit auch ein Mittel, an dem sich Russlands kulturelle Zugehörigkeit zu Europa beweisen konnte. *Conquest and Exile* zeichnet sodann die historischen Rahmenbedingungen der Eroberung Kaukasiens und deren verschiedene Phasen seit Peter I. nach. Als durchgängige Strategie kolonialer Durchdringung benennt Jersild in Anlehnung an Andreas Kappeler die Kooperation mit lokalen Eliten. Was diese zunächst als temporäres Klientelverhältnis interpretierten, betrachteten die Zaren stets als dauerhafte Unterwerfung (*poddanstvo*). Andererseits brachte die Anlehnung an Russland lokalen Führungsschichten durchaus Vorteile; solchen christlichen Glaubens winkte gar die Kooptation in den russländischen Adel und damit die Teilhabe an politischer Macht im Gesamtstaat. Der heftigste Widerstand, jener der nordkaukasischen Bergvölker bis 1864 nämlich, scharte sich denn auch weniger um die traditionellen Machthaber, als vielmehr um religiöse Eliten. Zu Recht weist Jersild aber darauf hin, dass Erscheinungen wie der so genannte „Muridismus“ und der theokratische Staat des legendären Imam Schamil auch vor dem Hintergrund allgemein-islamischer Erneuerungsbewegungen im 19. Jahrhundert zu sehen sind. Russlands militärischem Sieg folgten indes weitere Aufstände, hunderttausende Bergmuslime gingen ins Exil, während den übrigen nur der Status von Fremdstämmigen zugebilligt wurde, die nicht an allen der sonst üblichen Bürgerrechte partizipierten.

Die Kapitel drei bis sieben, das eigentliche Herzstück der Studie, kreisen um orientalisierende Aspekte der russischen Kolonialpolitik und um die Reaktion der Betroffenen. Dabei geht es um Themen wie Religion, Ethnizität, Verschriftlichung von Sprachen, Kodifizierung von Gewohnheitsrecht und um das Schicksal des Freiheitshelden Schamil, der, gleichsam als Sinnbild des Kaukasus, im goldenen Exil von Kaluga zur imaginären Gestalt verklärt wurde. Eindrücklich zeigt Jersild, wie Tradition, Geschichte, ja selbst sprachliche Differenzierung der Kaukasusvölker von russischen Kolonialbeamten gleichsam neu erfunden wurden, und ebenso, dass dieser Prozess keineswegs geradlinig verlief, sondern stets im Widerstreit unterschiedlichster Konzepte erfolgte. Noch bedeutsamer ist freilich die Verifizierung von Jersilds eingangs erwähnten Thesen. Tatsächlich weist er schlüssig nach, dass Eroberung und gelehrte Durchdringung Kaukasiens zu einem gewandelten Selbstverständnis des Zarenreichs führten, weil

sich dessen gebildete Gesellschaft unverhofft in der Rolle eines Vorpostens von Europa und seiner Zivilisation wiederfand. Kolonialbeamte, Offiziere und Wissenschaftler vor Ort (und nicht zufällig waren viele von ihnen keine Slaven) begriffen ihr Tun nicht einfach als bewaffnete Expansion, sondern als Beitrag zur Europäisierung und Reform sowie zur Ausgestaltung des Imperiums als multiethnischem Staat in der Art eines russländischen (nicht russischen) Kaiserreichs. Besonders bei den christlichen Kaukasusvölkern fand diese Politik Widerhall. So dienten Georgier nicht nur in der zarischen Administration, sondern leisteten bald wichtige Beiträge zur neuen Geschichtsschreibung und Ethnographie Kaukasiens; mit Unterstützung des kolonialen Regimes begründeten sie georgische Zeitschriften und das georgische Theater und legten so den Grundstein zu einer nationalen Identität im modernen Sinne. Zudem beteiligten sie sich aktiv an der Diskussion über ihre Rolle als nichtslavisches Volk im Zarenreich. Andere Völkerschaften übernahmen ihr Beispiel. Außerhalb dieses Kosmos, so zeigt Jersilds Studie deutlich, blieben zunächst freilich die muslimischen Nordkaukasier, welchen sowohl von Russen wie von Georgiern lange der koloniale Stempel des „Orientalischen“, das heißt des Bildes von Wildheit und Barbarei, aufgedrückt wurde. Das allmähliche Entstehen einer europäisch gebildeten Schicht und die historisch-ethnographische Erforschung (bzw. Konstruktion) jener Völker stießen indes auch hier Prozesse an, die zum Aufkommen einer Art Proto-nationalismus führten.

Das letzte Kapitel *Russification and the Return of Conquest* ist schließlich der Umorientierung gewidmet, welche sich im späten 19. Jahrhundert im Selbstverständnis des Zarenreichs bemerkbar machte, und die sich auch in der Kolonialpolitik niederschlug. Standen die „empire-makers“ bis etwa 1870/80 noch in der Tradition der Aufklärung, setzten sich nun verstärkt nationalstaatliche und panslavische Ideen durch. Selbst Völker wie die Georgier wurden innerhalb solcher Konzepte zu exotischen Eingeborenen degradiert, deren Zukunft letztlich nur im Aufgehen in der russischen Zivilisation bestehen konnte.

Insgesamt, so das Fazit Jersilds, war die russische Spielart von Orientalismus ein Produkt aus Europäisierung, Reform und Expansion, welche nicht nur Kaukasien, sondern das Zarenreich als solches formte. Dessen Selbstverständnis als russländischem, das heißt übernationalem Imperium, wie auch seine Konzepte von *narodnost'* (Ethnizität) und *samobytnost'* (Originalität) sollten sich noch für die Nationalitätenpolitik des Sowjetstaats

als fruchtbar erweisen, wie ein Nachwort kurz ausführt.

Jersild legt eine beeindruckende Studie vor, die ihrem Anspruch, den Charakter des Zarenreiches vom Blick auf seine Ränder her zu beleuchten, durchaus gerecht wird. Dass der Verf. nicht alle Kaukasusvölker einbezieht, sondern exemplarisch vorgeht, halte ich für legitim. Eine Schwäche des Buches liegt aber ganz sicher darin, dass man, anders als im Falle der Georgier, wenig über den inneren Diskurs der muslimischen Nordkaukasier angesichts der erzwungenen Angliederung an Russland erfährt. Jersild untersucht diesen Punkt ausschließlich vermittelt der Schicksale des Widerstandsführers Schamil und einiger Personen seines Umfelds, nicht jedoch anhand von Quellentexten, obwohl solche vorliegen und heutzutage oft in russischer Übersetzung greifbar sind, seien es nun Schriften „europäisierter“ *gorcy* oder jene von Traditionalisten (in denen sich eben doch ein verändertes Weltbild spiegelt!). Bemängeln könnte man außerdem, dass der Verf. entgegen seiner Ankündigung recht kursorisch auf die Beziehungen der kolonialisierten Kaukasusvölker untereinander eingeht. Bei der Wiedergabe nordkaukasischer Toponyme haben sich leider einige Druckfehler eingeschlichen; auf Seite 27 etwa muss es Tabasaran und Unkrat' statt Tabasavan und Unkrable heißen.

*Clemens P. Sidorko, Schopfheim*

SERGEJ D. MARTYNOV *Gosudarstvo i ekonomika: sistema Vitte* [Staat und Wirtschaft: das System Vitte]. Izdat. Nauka S.-Peterburg 2002. 402 S., Abb.

Einige Staatsmänner des ausgehenden Zarenreiches erleben in der neueren russischen Historiographie eine wahre Renaissance. Nachdem zunächst vor allem Ministerpräsident und Innenminister Petr A. Stolypin als ein neuerdings identitätsstiftender Politiker entdeckt worden ist, rückt nun auch Sergej Ju. Vitte (1849–1915) verstärkt in den Blick. Vitte, 1892 zunächst Verkehrs-, dann von 1892 bis 1903 Finanzminister und von Oktober 1905 bis April 1906 Ministerpräsident, prägte nicht nur die Wirtschaftspolitik des ausgehenden Zarenreiches, sondern durch die maßgebliche Gestaltung des Oktober-Manifests auch die innenpolitische Entwicklung nachhaltig. Anders als bei dem in der sowjetischen Literatur als „Oberhenker“ abqualifizierten Stolypin ist die historiographische Neudeutung Vittes bisher bei weitem nicht so dramatisch ausgefallen. Im Gegenteil, Vitte wurde schon zu Sowjetzeiten z. B. von A. L. Sidorov als bedeutendster Staatsmann des Zarenreiches gepriesen, weil unter seiner Ägide der Kapitalismus eine

enorme Entwicklung genommen habe. Als Makel wurden hauptsächlich sein politischer Konservatismus, seine Zarentreue und seine strikte Bekämpfung der revolutionären Linken betrachtet. Einige neue Publikationen über Vitte sind in Russland Ende der neunziger Jahre im Kontext seines 150. Geburtstags erschienen. Nun hat Sergej D. Martynov, Professor für Wirtschaftswissenschaften, ausgewiesen durch Arbeiten zur russischen Wirtschaftsgeschichte, eine weitere Analyse der Vitteschen Wirtschafts-, Finanz-, Außen- und Innenpolitik vorgelegt, weil der Reformpolitiker bisher keine adäquate Beurteilung erfahren habe (S. 4).

Die Studie ist in neun Kapitel gegliedert, deren Schwerpunkt mit vier Kapiteln auf der Wirtschafts- und Finanzpolitik Vittes liegt. Martynov bettet sie – abgesehen von einer kurzen Reflexion über Reformen, Gesellschaftswandel und politische Richtungen in Russland sowie einer knappen Betrachtung der Politik der Vorgänger Vittes – in drei Kapitel zur Außenpolitik und ökonomischen Expansion, zur Entwicklung der Selbstverwaltung und Bürokratie und zur Entstehung des Parlamentarismus nach 1905 aus der Perspektive Vittes ein. Eingehend untersucht werden das Vittesche Industrialisierungsprogramm, die Finanz- und Steuerpolitik, das Kredit- und Bankenwesen sowie die Wirtschafts- und Agrarpolitik.

Martynov formuliert einen klaren politischen Gegenwartsbezug seiner Untersuchung, er will aus der Geschichte lernen. Russland befinde sich im beginnenden 21. Jahrhundert in einer ähnlichen Situation wie am Ende des 19. Jahrhunderts, indem es nach dem geeigneten Reformweg zur kapitalistischen Marktwirtschaft und Zivilgesellschaft suche (S. 4, 400). Konkret fragt er nach der Rolle des Staates im Transformationsprozess, inwiefern der Staat Reformimpulse geben und in wirtschaftliche Prozesse eingreifen bzw. inwieweit man auf gesellschaftliche Initiativen setzen sollte (S. 3). Martynov kritisiert Reformen wie die Peters I., die auf rein administrativem Wege die Gesellschaft zum Wandel hätten zwingen wollen. Vielmehr müssten Reformen gesellschaftlichen Wandel abbilden und durch breite Schichten der Gesellschaft gestützt werden, so wie dies bei den Großen Reformen der sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts der Fall gewesen sei (S. 15). Etwas deplaziert und ahistorisch wirkt, dass Martynov mit dem Hinweis auf Vitte mit der Wirtschaftspolitik E. Gajdars abrechnet, da dieser nicht einen evolutionären Reformweg eingeschlagen habe, sondern Russland im Schnellverfahren habe modernisieren wollen. Vitte wird hier vom Autor als Vorbild für pragmatische, auf Evolution setzende Wirtschaftsreformen ge-